

Die Wartende

Autor(en): **Massé, Grete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WARTENDE

Von GRETE MASSÉ

(Nachdruck verboten)

Die Bildhauerin ließ ermüdet die Arme sinken. Sie hatte stundenlang geschafft, ohne ein Wort zu reden. Nun hatte sie ein schmerzhaft spannendes Gefühl in den Armgelenken und im Rückenkreuz.

Sie stand einen Augenblick und sah geradeaus. Das große Viereck des Atelierfensters füllte der Glanz des Abendhimmels. Er leuchtete perlgrau und apfelgrün, in der Ferne wie Opal. Die Sonne war am Untergehen und sie hatte es nicht bemerkt.

«Es ist zu viel für dich», sagte Bruno Favart. «Du arbeitest wie eine Sklavin. Mache eine Pause! Ruhe dich aus. Wir haben Zeit. Es kann Wochen, es kann Monate dauern, bis dein Mann zurückkommt.»

Klara von Schott schrak zusammen. Sie hatte, ganz in sich versunken, dagestanden, den Blick verloren an die köstlichen Farben des Grün und Grau, das an den Rändern, den Rändern welkender Blumenblätter vergleichbar, sich zu verdunkeln und zusammenzurollen begann.

Beim Klang der Stimme kam es ihr wieder zum Bewußtsein. Noch ein Mensch war im Atelier. Dort war sein Kopf, durchhaucht vom Atem des Lebens, mit dem schimmernden Aderspiel der Schläfen, dem schönen Auge voll wechselnden Ausdrucks — dort war derselbe Kopf noch einmal in Gips. Jenes Haupt hatte der Schöpfer selbst gemeißelt, und dieses Gipshaupt war das Werk ihrer schaffenden Hände. Jenes Haupt, prangend in der Frische des Lebens, mit den leicht geöffneten Lippen, über die der Atem ging, triumphierte jetzt über ihr steinernes Werk. Wenn aber das Leben darin erlosch — das goldene Licht, das es erhellte — würde schließlich nichts von ihm nachbleiben als ein bleichender Schädel. Dann würde ihr Steinhaupt triumphieren über den Knochen mit seinen leeren Augenhöhlen — dann stand ihr Werk im Licht und Duft der Welt, unvergänglicher als jenes andere.

Bruno Favart stand auf und trat zu ihr heran. «Es ist spät geworden», sagte Klara von Schott. «Du mußt nun gehen...»

«Ich habe mir unser Zusammensein — nach sieben Jahren — anders vorgestellt, Klara», antwortete er. «Was habe ich von dir? Wenn ich komme, beginnst du zu arbeiten mit zusammengebissenen Zähnen und so totenblaß, daß ich jeden Augenblick befürchte, du fällst um. Und wenn du endlich, brennend geworden wie eine Fiebernde, das Modellierholz aus der Hand legst, schickst du mich fort!»

«So soll es auch sein! So will ich es!» antwortete sie. «Du mußt mir Zeit lassen. Ich habe es dir von Anfang an gesagt...»

«Klara», bat er und wollte, leidenschaftlicher aufglühend bei ihrer Kühle, auf sie zugehen und nach ihren Händen greifen.

Aber sie streifte den Atelierkittel ab, nickte ihm abschiednehmend ernst, doch freundschaftlich zu und ging ins Nebenzimmer, sich die Hände zu waschen. Er blieb einen Augenblick stehen und sah ihr zu, hoffend, sie widerrufe ihr Wort. Aber sie blickte nicht auf, wusch ihre Hände, trocknete sie und nahm aus ihrem schwarzen Haar den silbernen Pfeil, die während der Arbeit locker gewordenen Zöpfe neu aufzustecken.

Da griff er nach seinem Hut und ging.

Als Klara von Schott nach wenigen Minuten gleichfalls das Atelier verließ, die Treppe hinabstieg und ins Wohnzimmer ging, hatte Röse, die alte Dienerin ihres Mannes, die schon die Hüterin seiner Knabenjahre gewesen, den Abendbrottisch in der Weise gedeckt, wie sie es für ihren Herrn gewohnt war.

Klara selbst wäre mit dem einfachen Abendessen, das sie während ihrer Studienjahre gewohnt geworden — Tee und Butterbrot — zufrieden gewesen. Aber sie änderte nach ihrer Heirat nichts am Zuschnitt des Hauses, in das sie kam. Sie brachte schon genug Fremdes durch ihre große, schwere Gestalt in den modifizierten, dunkelvioletten Gewändern, die sie zu tragen liebte, durch ihre Art, durch das Atelier, das ihr Mann für sie anbauen ließ, in dieses Haus. Alles übrige sollte bleiben — patrizierhaft und etwas altmodisch — wie es vorher war, wenn sie manches davon auch als Zwang empfand.

Röse zog die Vorhänge vor die Fenster und ließ

das elektrische Licht aufflammen. Das Porzellan, das Silber, das Kristall des schön gedeckten Tisches begann zu funkeln. Die Blumen in den Schalen dufteten stärker. Die Seide der Wandbespannung, die bunten Ornamente des großen Orientteppichs leuchteten in kräftigen weinroten und bronzefarbenen Tönen. An der Wand, jetzt hell beleuchtet, trat das Bild ihres ehemaligen Mallehrers — sie war erst von der Malerei zur Skulptur gekommen — deutlich hervor. Es zeigte vor den ideal stilisierten Formen eines Landhauses auf den Stufen der Veranda eine wartende Frau mit einem Hund. Ihr weißes, schlicht fallendes Gewand gab ihr ein wenig den Ausdruck einer Priesterin. Man hätte in ihre Hände eine Lampe oder eine Opferschale gewünscht. Die wartende Frau schaute in die Ferne mit einem sehnsüchtigen Blick. Man fühlte, sie wartete auf einen, der vielleicht nie wiederkehrte. Man wußte, sie würde so dastehen auf den Stufen der Terrasse, bis die Abenddämmerung, die um sie floß, zu schwarzer Nacht geworden. Dann würde sie sich müde umwenden, die Stufen emporsteigen und die Tür des Hauses hinter sich schließen.

Während Klara in kleinen Schlucken den Tee trank, blickte sie sinnend auf das Gemälde. Sie hatte sich vorwiegend immer an den Farben gefreut, dem Weiß des Kleides, dem Dunkelgrün der Bäume, dem Grau der Mauern und dem glänzenden Schwarz des Hundefelles. Jetzt — unbewußt aus welchen Ursachen — kam ihr auf einmal der seelische Gehalt des Bildes zum Bewußtsein. Sie glaubte plötzlich zu empfinden, wie frierend sich die Seele einer Frau zusammenkrampf, wenn sie den ganzen Abend auf den Stufen ihres Hauses auf einen gewartet, der nicht wiederkehrte.

Klara nahm von dieser und jener Schüssel ohne Appetit, nur um die alte Dienerin, die vor sich zu brummen begann, wenn man ihre Speisen keiner Beachtung würdigte, nicht zu erzürnen. Und während sie den Salat auf ihren Teller füllte, dachte sie, daß dieses Silber, dieses Porzellan, dieses Kristall bald für sie nicht mehr funkeln würde, wenn sie aus dem Hause gegangen und eine Klara Favart geworden, so wie es ihr unsprünglich bestimmt. Vor acht Jahren war sie die Braut Bruno Favarts gewesen. Nach zweijähriger Brautzeit hatten sie sich getrennt, weil sie des Glaubens waren, sie seien noch zu jung, um sich endgültig zu binden und einer hindere die aufstrebende Künstlerschaft des andern. Aber auch nach der aufgelösten Verlobung erntete Klara nicht den Erfolg als Malerin, den sie sich erhoffte. Erst als sie ihr eigenstes Wesen entdeckt und ihre ersten Skulpturen auf die Ausstellung schickte, wurde es anders. Man hatte Lob für sie, aber auch Tadel und Hohn. Man verneinte und bejahte sie. Man sprach von ihr und bejahte sie schließlich mit jedem neuen Werk begeisterter. Als Franz Ferdinand von Schott sie als Gattin in sein Vaterhaus führte, kam sie sich — obwohl ohne Adel und ohne Geld — nicht arm vor und nicht als Besenkte. Sie brachte einen Namen mit, der in der Kunstwelt Ruhm gewonnen und sie fühlte, sie war noch am Aufstieg ihrer künstlerischen Bahn.

Röse räumte den Tisch ab und brachte die Abendzeitung.

Klara schlug sie auseinander, suchte die Berichte über Kunst und Wissenschaft und las die politischen Telegramme. Aber ihre Gedanken irrten ab.

Sie stellte sich vor, wie Franz Ferdinand, wenn er zurückgekehrt — und nach ihren Vereinbarungen sein Haus leer gefunden — einsam sitzen würde an dem gleichen Platz, an dem sie jetzt saß. Das gleiche Licht, das sie bestrahlte, würde auch ihn bestrahlen, der gleiche Teppich, auf dem ihre Füße ruhten, würde sich auch unter die seinen breiten und wenn er den Kopf hob, fiel sein Blick auf die weiße Frau dort an der Wand, die auf den Stufen eines Hauses stand und geduldig wartete: bis die Nacht gekommen. Dann würde er Vergleiche ziehen

zwischen jener Frau und ihr, die nicht wartend am Eingang seines Hauses stand, wenn er zurückkam, sondern die fortgegangen war mit dem kleinen Koffer, mit dem sie eingezogen war in sein Eigentum.

Es war Klara, als könnte sie sich, wunderlicherweise doppelt und aus ihrer eigenen Körperlichkeit herausgestellt — das zweite Ich im kleinen Abstand von ihrem ersten — hier im Sessel sitzen sehen, den Nacken übergossen von der feinen Röte der Scham, die wie eine Welle lichten Blutes empor in die Wangen stieg und sich erst an den Schläfen verlor. Dann aber preßte sie trotz der Lippen zusammen. Nein — sie hatte keinen Anlaß, vor Scham zu erröten. Franz Ferdinand selbst war es gewesen, der ihr den ehemaligen Verlobten, der in der Stadt einen Konzertabend gegeben, zugeführt. Franz Ferdinand selbst war es, der ihre verwirrten Gefühle dahin gedeutet, daß ihre erste, begrabene oder auch nur begraben geglaubte Liebe wieder erwacht, Franz Ferdinand war es, der die Reise angetreten und geäußert hatte, es wäre für alle Beteiligten die vornehmste und unauffälligste Art, daß Klara, nachdem sie in den Wochen seiner Abwesenheit noch einmal Zeit zur Ueberlegung gefunden, das Haus verließ, um Favart zu folgen, bevor er zurückkomme.

Jetzt war er zwei Wochen fort, und die Unrast, die sie seit seinem Abschied überkommen, wäre ihr unerträglich gewesen, wenn sie nicht auf den Einfall gekommen wäre, Favarts Kopf zu modellieren. Diese Arbeit war ihr wie ein Schild gegen den Ansturm ihrer eigenen Gefühle — war wie ein Schild auch zwischen ihr und ihm. Sie sah ihn täglich und konnte doch den Abstand wahren, der den Künstler vor seinem Objekt trennen muß, sie spürte mit ihrem Blick die geheimsten Linien seines Gesichts heraus, grub sie aus, schuf sie nach im Gips und brauchte in der Besessenheit ihrer Schaffensseligkeit sich keine Rechenschaft darüber zu geben, ob es die Liebende oder die Künstlerin war, deren Herz jubelte vor Freude über das herrliche Haupt, das Gott so vollkommen geschaffen.

Eine Woche Arbeit noch oder zwei. Dann war es vollendet.

Dann hatte sie keinen Anlaß mehr, Favarts stürmisches Drängen einzudämmen. Dann hieß es Abschied nehmen von diesen Räumen, und das Getriebe der Welt würde brausend ihn und sie empfangen — den Musikanten und die Bildhauerin.

Klara nahm die nur flüchtig durchblätterte Zeitung mit in ihr Schlafzimmer, entkleidete sich und legte sich nieder. Aufmerksam las sie jetzt das Blatt, ruhig die Augen von einer Rubrik zur andern schweifend lassend.

Doch plötzlich war es ihr, als erstarre in ihren Adern das Blut zu Eis.

Ihr Blick fiel auf eine Notiz, die überschrieben war: «Tödlicher Absturz in den Bergen.»

Man hatte mit großer Mühe einen Abgestürzten, der drei Nächte auf einem schmalen Felsschliffen zwischen Himmel und Erde geschwebt, geborgen. Unten in der Tiefe — in solcher Tiefe, daß sich nicht einmal einer hinabwagen konnte, die Leiche zu bergen, lag ein anderer Tourist.

Wenn dieser Tote Franz Ferdinand war?

Franz Ferdinand, der sein Haus verlassen, damit sein Weib ihrem Jugendliebten folgen könne. Franz Ferdinand, der sie im Ungewissen darüber gelassen, wohin er seine Schritte lenke und der seit seiner Abreise noch kein Lebenszeichen von sich gegeben.

Wohin war er gegangen? In die Alpen? Ans nordische oder ans griechische Meer?

Ach, sie wußte, daß sie sich selbst betrog, wenn sie sich einreden wollte, der Gatte ruhe im weißen Silbersand der Dünen und schaue dem Anschäumen und Zurückfluten der Wellen zu. Er hatte nie den flachen Strand und die Meeresweite geliebt. Von Kindheit an trug die Landschaft seiner Sehnsucht Bergesgipfel und Firnenglanz. Nun, wo er die große Wunde im Herzen trug, würde er keine anderen Pfade gezogen sein als die, die zur Bergeinsamkeit führen.

(Fortsetzung Seite 6)



Bergkirchlein im Winter

Phot. A. Steiner

(Fortsetzung von Seite 4)

Es litt Klara nicht mehr im Bett.

Sie sprang auf und erschrak vor sich selbst, als sie am Spiegel vorbeikam. Es gibt Minuten des Lebens, die mit hartem Griffel eine Linie in ein Gesicht ziehen können, die es ganz verändert. Eine solche Minute hatte sie eben erlebt. Um ihren Mund war ein Zug, den die Zeit nicht wieder tilgen würde. Er würde noch stehen in ihrem Gesicht, auch wenn es einmal wieder rosig erglühen und lächeln gelernt hatte.

Sie öffnete ihren Schrank, nahm ihren Pelzmantel heraus und zog ihn über ihr Nachtwand.

Auf nackten Füßen ging sie über den Korridor, die Treppe herauf und ins Atelier.

Das breite Fenster, das vor wenigen Stunden erfüllt war von den zart verschwimmenden Farben des Abends, umspannte nun die Nacht. Blasse Sterne strahlten ein silbernes, eisiges Licht aus.

Um sie ragten, schweigend und geheimnisvoll aus dem Dunkel emportauchend, ihre Skulpturen. Sie erkannte die Umrisse des knabenschlanken Fechtlers, die Totenmaske ihres dreijährigen, verstorbenen Kindes.

Aber sie machte bei keiner Gruppe Halt, sondern ging geradewegs auf die Büste Favarts zu. Sie trat vor sie hin, als wäre die Stunde der Abrechnung gekommen. Sie sah ihn prüfend an, glühend und kalt zugleich. Das Haupt war vollendet und herrlich. Der Künstler in ihr hatte nichts auszusetzen an ihm und alles zu bewundern. Aber ihr Herz wußte nichts von ihm. Es gehörte jenem, der in den Felsschluchten mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und mit seinen gebrochenen Augen in den bestirnten Nachthimmel starrte.

Mit einemmal gab es keine Ungewißheit mehr in ihr, kein Zaudern, kein Schwanken. Favart war ihr ein Fremder, mit dem sie niemals gehen würde. Sie liebte den Mann, dem sie als Gattin gefolgt war, liebte ihn mit einer Inbrunst und einer Kraft, von der sie nie geahnt, daß sie in ihrer Seele lebendig waren.

Sie nahm einen Hammer, zerschmetterte die schöne Linie der Schläfen, schlug an den stolz gewölbten Bogen der Augenbrauen und zertrümmerte ohne Erbarmen den Kopf, der das Werk ihrer schaffenden Hände war.



Radierung von Otto Quante

DIE BESCHIEDENEN

Bavaria-Verlag, München-Gauting

Tage der Folter setzten ein — Nächte der Qual.

Manchmal war sie von der Gewißheit durchdrungen, der Tote, der in den Bergen gestürzt wäre ihr Mann. Manchmal bäumte sich alles in ihr auf und schrie: «Es kann nicht sein. Es darf nicht sein!»

Sie ließ keinen Menschen zu sich heran. Wer klingelte, der wurde an der Tür abgewiesen. Am liebsten hätte Klara auch Röse entfernt. Das bewegungslose braune Gesicht der Alten konnte sie reizen bis zur Wut. Es war ihr, als hätte die Dienerin die Gewißheit, nach der sie sich zersehnte. Als wäre ihr eine Nachricht zugekommen über ihren Herrn, die sie tückisch der von ihr in diesem Hause unwillkommen begrüßten Frau vorenthielt. Eine Teufelin schien ihr die Magd, die sich hohnlachend am Anblick ihrer Qualen weide.

Ruhelos ging Klara im Hause hin und her, treppauf, treppab. Sie ging ins Atelier, aber sie arbeitete nicht. Am Boden lag noch zerschmettert der Gipskopf Favarts. Sie schob ein wenig die Trümmer mit der Fußspitze zusammen, ließ sie liegen und sammelte sie nicht auf.

In der Abenddämmerung trat sie vors Haus. Sie stand auf den Stufen der Veranda und horchte die Straße hinab, ob ein wohlbekannter, geliebter Schritt erklinge. Im kühlen Wind flatterten die Enden des Schals, den sie um den Hals geschlungen. Ihre Hände wurden kalt wie Eis. Ihre Schultern zitterten.

So stand sie, bis der Vorhang der Nacht niedertrauchte und alle Buntheit und Helle des Tages verdeckte. Schatten wuchsen aus den Wegen, aus dem Gesträuch hervor und schienen nach ihr zu greifen, sich an sie zu pressen und ihr das Blut auszusau-

gen. Im dunklen Gewölk, einem sterbenden, flügel-lahm gewordenen weißen Vogel vergleichbar, segelte langsam der traurige Mond herbei. Aus dem Brunnen im jenseitigen Park schien ein Schluchzen zu kommen, aus allen Brunnen der Welt schien ein trostloses Schluchzen zu kommen, das hier mündete und sich einte zu einer erschütternden Klagemelodie.

So stand sie, bis die Haustür sich öffnete und die welke Hand der alten Magd sich nach ihr ausstreckte und sie ins Haus zog.

Auch im warmen Zimmer ließ der innere Frost, der sie schüttelte, nicht nach. «Meine Schuld, daß er stürzte», dachte sie, «meine Schuld! Im Gedanken an Favart, an mich verließ ihn seine Ruhe, seine Vorsicht. Er achtete nicht der Gefahr, weil ihm der Tod gleichgültig war.»

Aber wenn jener, der am Felsgestein zerschmetterte, gar nicht ihr Gatte war?

Wenn Franz Ferdinand lebte?

Wenn er nur schwieg, um sie zu strafen?

Er konnte ja nicht wissen, daß diese Strafe zu fürchtbar war, daß sie hier hartete, einer Verdammten gleich, indessen er glaubte, sie führe an der Seite Favarts dem neuen Leben entgegen und dem neuen Glück.

Klara zündete eine Kerze an, trat dicht vor das Bild an der Wand, hielt das Licht empor, so daß es Glanzfunken streute auf das Haar, das Kleid der einsamen Frau, auf den dunklen Garten, der sie wie mit Gefängnismauern umgab.

«Ich bin du und du bist ich», murmelte sie. «Wie du stehe ich jeden Abend auf der Schwelle meines Hauses und horche auf einen Schritt, der nicht kommt.»

Der Herbst kam und nahm die Rosen vom Zweig, die Schmetterlinge aus den Lüften, schickte Sturm über die gemähnten Felder, peitschte die Zugvögel dem Süden zu und goß Regenfluten über das Land. Auf den Verandastufen ihres Hauses stand allabendlich Klara von Schott. Sie schien es nicht zu fühlen, daß die Regentropfen auf ihren Nacken niederprasselten, daß ihr Gewand naß an ihrem Körper klebte. Sie hatte die Hände auf der Brust gefaltet und den Kopf lauschend vorgeneigt.

Ein Abend kam, an dem ein Wagen näherrollte. Er hielt vor dem Haus. Ein Mann stieg aus und ging durch den Garten. Unendlich erkannte er in der Dunkelheit die Umrisse einer Gestalt, die auf der Treppe stand und sich nicht rührte.

«Wer steht hier in der Nacht?» fragte er.

«Die Wartende», antwortete die Frau. «Die Wartende.»

«Klara?» rief er aus. «Klara, du bist nicht gegangen? Du bleibst bei mir? Hätte ich es geahnt, ich wäre lange heimgekehrt.»

Er griff nach ihrer Hand. Sie fiel leblos herab. Er wandte ihr Gesicht empor, daß er es deutlicher sähe im Schein des Mondes. Es war weiß und unbeweglich wie aus Stein, als wäre es selbst eines jener Bildwerke, die in ihrem Atelier entstanden.

Da hob er sie empor, trug sie in das Zimmer, in dem Röse den Kamin geheizt.

Er setzte sie nieder, ließ alle elektrischen Flammen der Leuchtkrone aufstrahlen, nahm den Hut vom Kopf, neigte sich zu ihr, nahm ihre Hände zwischen die seinen und sprach: «Kennst du mich nun? Weißt du nun, daß ich immer bei dir bin und daß du nie mehr zu warten brauchst?»

Da zerbrach der Bann. Da strömte Blut und Leben zurück in das weiße Bildwerk. Ihre Tränen rannten und sie schlang die Arme fest, fest um seinen Hals.

(Fortsetzung Seite 9)

(Fortsetzung von Seite 6)

Franz Ferdinand von Schott wollte das Bild an der Wand entfernen, damit Klara bei seinem Anblick sich nicht erinnere an die grauenvollen Abende, da sie vorm Hause gestanden und gelauscht.

Aber sie bat, das Bild an seinem Platz zu lassen. «Es war ein Zusammenhang zwischen mir und jener», sprach sie träumerisch. «Das gleiche Gefühl, das gleiche Leid verband uns schwererlich. Nun soll sie bleiben dürfen und in der Sonne, die jetzt um mich ist, der stille Schatten sein, der mich mahnt an die Zeit, als auch ich eine Wartende war...»

Eine phantastische Entdeckung

Aus London kommt die Nachricht von der Entdeckung eines Chemikers, die zunächst ebenso erstaunlich wie phantastisch anmutet. Dem Universitätsassistenten R. H. Tate, einem jungen, aber bereits sehr verdienstvollen Naturforscher, soll es gelungen sein, einen Stoff zu finden, der die Fähigkeit besitzt, die Körper von der Wirkung der Schwerkraft abzuschirmen und diese folglich schwerlos zu machen. Sollte diese Entdeckung, deren Wahrheit übrigens große englische Blätter wie «Daily News» und «Daily Express» verbürgen zu können glauben, den Tatsachen entsprechen, so stünde damit nicht nur unsere ganze physikalische Wissenschaft, sondern, was noch viel mehr bedeutet, ein Großteil der gesamten heutigen Technik vor einer Umwälzung, deren Tragweite im Augenblick kaum noch abzusehen ist. Der neue Stoff, der das Wunder zustande bringt, andere Körper vor der Wirkung der Schwerkraft zu isolieren, soll ein bisher unbekanntes Metall sein, das Dr. R. H. Tate, der derzeit in einem chemischen Laboratorium in West-Harlepoin bei London tätig ist, hergestellt und über dessen Eigenart er vorderhand nichts verraten will. Auch denkt er nicht, wie er betont, an die Patentierung seiner Erfindung, da er vorläufig das Geheimnis des Wundermetalls nicht preisgeben beabsichtigt.

Jeder Körper hat auf der Erde bekanntlich ein Gewicht. Dieses Gewicht ist die Folge der von Newton entdeckten Tatsache, daß jede Masse eine andere Masse anzieht. Je größer die Masse, um so gewaltiger die Anziehungskraft. Die gigantische Masse der Erde zieht nur alles Materielle gewaltig an sich und bewirkt, daß Körper, die keine stützende Unterlage haben, unweigerlich zu Boden stürzen, und wenn sie unterstützt werden, dann eben auf diese Unterlage einen Druck ausüben. Dieser Druck ist die Äußerung ihres Gewichtes, eine Folge der Schwerkraft der Erde. Newton hat wohl die Auswirkung der Schwerkraft und deren Gesetze entschleiert. Er vermochte jedoch ebensowenig, wie seither irgendein Naturforscher, es zu sagen, worin



eigentlich diese Schwerkraft besteht, weshalb eine Masse die andere anzieht und wieso diese Anziehung vor sich geht. Unter den vielen Vermutungen sei hier nur die verständlichste und für den Laien plausibelste erwähnt: Von jeder Masse sollen un-

Zu den Bildern:

Zweierlei Dächer

Phot. Haberkorn

sichtbare Strahlen ausgehen, diese Strahlen bewirken dann die Anziehung. Diese Vermutung haben die Naturforscher bisher mit der Begründung abgelehnt, wenn solche Strahlen die Ursachen der Anziehungskraft wären, so könnte man irgendwo einen Stoff finden, der für diese Schwerestrahlen ebenso

undurchdringlich ist, wie etwa eine Metallplatte für die Lichtstrahlen. Da man aber einen solchen Stoff bis auf heute nicht gefunden hat, so hielt man die Schwerestrahlen für eine Legende. Nun soll der englische Chemiker Tate diesen legendären Stoff in Form eines Metalls gefunden haben. Eine dünne Schicht aus dem Metall sei bereits, nach Tates Behauptung, für die Schwerestrahlen undurchdringlich, so daß ein Körper, der sich über dieser Platte befindet, der Anziehungskraft entoben, folglich schwerelos sei. Tate hat dies auch in einem Experiment gezeigt. Er nahm eine Platte aus seinem Wundermetall von drei Millimeter Stärke. Eine alte englische Münze blieb dann oberhalb dieser Platte in der Luft schweben. Die Schwerestrahlen wirkten auf die Münze nicht mehr ein, da sie durch Tates Wundermetall abgeschirmt erschienen.

Fernheizung

Die General Electric Company in Schenectaa beschäftigt sich zurzeit in ihrem Laboratorium mit einem eigenartigen technischen Problem: der Umwandlung der Radiowellen in Nutzwärme. So wie die Radiowellen von unseren Empfangsapparaten in akustische Wellen, also in Schallenergie umgesetzt werden, so müssen sie sich auch durch geeignete Apparatur in Wärmeenergie verwandeln lassen. Die einschlägigen Versuche haben nun tatsächlich zu Erfolg geführt. Der Sender strahlt lange, energiereiche Radiowellen aus, die wälzen sich drahtlos durch den Äther, werden anderenorts aufgefangen und statt in eine Opernrie oder einen lehrhaften Vortrag über die Bekämpfung des Traubenwicklers in gewöhnliche Wärmeenergie umgesetzt. Der Anfang zur Verwirklichung der drahtlosen Fernheizung ist damit gemacht. Freilich nur der Anfang, denn die vom Radioempfangsapparat ausgestrahlte Wärme ist keineswegs noch imstande, einen Raum zu heizen, sie reicht vielmehr — richtiger vielweniger — bloß aus, um «Frischgemachtes» in der Küche herzustellen. So war die erste Leistung der Radiofernheizung eine — Omelette. Gewiß hat die Radioomelette nichts vor der auf üblichem Wege erzeugten Omelette voraus, ihre Herstellung ist gewiß teuer, umständlicher und erfordert Einfluß am Geschmack. Aber sieht man sich im Museum die ersten plumpen Modelle des Automobils etwa an und vergleicht, wie herrlich weit es das Automobil in den wenigen Jahren gebracht hat, so läßt sich auch dem «Kocher mit Radio!» eine bessere Zukunft voraussagen. Wenige Jahre und man wird das Radio einschalten und das Huhn wird im Topf kochen. Allerdings die alte bange Frage, wie das Huhn in den Topf kommt, wird auch die vollendetste Radiofernheizung nicht lösen.

